



Andreas Lorenz

Nach dem Osten mit unbekanntem Ziel

Großvater Hugo, eine Spurensuche

Lukas Verlag

»Nach dem Osten mit unbekanntem Ziel«

Für Sven, Leonard, Henri und Sonja

Andreas Lorenz

»Nach dem Osten mit unbekanntem Ziel«

Großvater Hugo, eine Spurensuche

Lukas Verlag

Studien und Dokumente zu Alltag, Verfolgung und Widerstand
im Nationalsozialismus | Band 5

© by Lukas Verlag
Erstausgabe, 1. Auflage 2021
Alle Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte
Kollwitzstraße 57
D 10405 Berlin
www.lukasverlag.com

Lektorat, Umschlag, Layout, Reprographie und Satz: Lukas Verlag
Druck: Westermann Druck Zwickau GmbH

Printed in Germany
ISBN 978-3-86732-395-6

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Kapitel 1 | |
| »Schwierige Zeiten waren es damals« | 11 |
| Vom Vergessen und Verschweigen | |
| Kapitel 2 | |
| Nur ein Name im Gedenkbuch | 26 |
| Die Verhaftung des Großvaters | |
| Kapitel 3 | |
| Vom Matrosen zum Matratzenfabrikanten | 31 |
| Die erstaunliche Karriere von Großvater Hugo | |
| Kapitel 4 | |
| »Das können wir für später gebrauchen« | 45 |
| Von Königsberg in die Höhle des Löwen | |
| Kapitel 5 | |
| »Die Juden haben Schuld« | 75 |
| Von Antisemitismus und Verschwörungstheorien | |
| Kapitel 6 | |
| »Unmenschlich und viel zu schwer« | 84 |
| Großvater Hugo träumt von Chile und Hitler von einer Insel in Afrika | |
| Kapitel 7 | |
| »Ich will nicht wieder weinen« | 107 |
| Ernas Schicksal und eine Postkarte aus Posen | |
| Kapitel 8 | |
| »Einspruch zwecklos« | 134 |
| Der Großvater wird Zwangsarbeiter, und die Nazis streiten sich | |
| Kapitel 9 | |
| »Frauen klatschten Beifall« | 148 |
| Die Fabrikaktion | |

| | |
|--|-----|
| Kapitel 10 | |
| »Reiß deinen Stern ab« | 164 |
| Ein ehemaliger Seemann und ein mutiger Sozialdemokrat – die Firma Teves | |
| Kapitel 11 | |
| »Jeder wusste, dass es vorbei war« | 177 |
| Juden zwischen Flucht und Veronal | |
| Kapitel 12 | |
| »Er ist der Anfang und das Ende« | 184 |
| Eva in der Berufsschule | |
| Kapitel 13 | |
| »Ohne Gepäck« | 191 |
| Eva und Georg kämpfen einen langen Kampf mit der Bürokratie | |
| Kapitel 14 | |
| »Ich habe Doris Day gesehen« | 204 |
| Von Rüstungsbaronen, Tänzerinnen und einem einsamen New Yorker – die erstaunliche Geschichte von sehr entfernten Verwandten | |
| Kapitel 15 | |
| Es bleibt nur ein Elefant | 219 |
| Hugo Lewandowski – ein Mann, den wir nicht vergessen dürfen | |
| Nachwort | 225 |
| Die Familie | 228 |
| Quellen – Literaturhinweise | 230 |
| Dank | 237 |



Hugo Lewandowski in Königsberg, um 1935



Hugo Lewandowski, um 1910



Hugo Lewandowski und vermutlich seine Nichte Senta Susi, Königsberg, um 1920



Hugo Lewandowski (rechts) in Berlin, vermutlich 1937

Kapitel 1

»Schwierige Zeiten waren es damals«

Vom Vergessen und Verschweigen

Da war er – der Koffer. In einem großen Durcheinander hinter einer Glaswand türmten sich hunderte leerer Gepäckstücke. Daneben verstaubten Tausende von Brillen, etwas weiter lagen unzählige Schuhe, Haare, die den Frauen abgeschnitten worden waren, Bürsten und Schuhe. Sie hatten einst jenen Menschen gehört, die in Güterwaggons zusammengepfertcht hier angekommen waren. Auf den meisten dieser Koffer waren mit schwarzer Farbe die Namen der Eigentümer geschrieben. Mitten in diesem Chaos entdeckte ich es: ein simples, nicht sehr großes, braunes Exemplar. Es war geöffnet. Auf seiner Innenseite stand in schwarzer Schrift:

»H. Lewandowski«

Den Namen kannte ich. »Lewandowski« war der Geburtsname meiner Mutter. Ihr Vater hatte Hugo geheißen, und auch ich heiße mit dem Mittelnamen »Hugo«. Als Kind fand ich das lächerlich und peinlich, der Name klang für mich sehr altmodisch, ich fürchtete Hänseleien meiner Kumpel. Als ich mich bei meinen Eltern beschwerte, versuchte meine Mutter, mich zu beruhigen: »Du kannst ihn ja französisch aussprechen: ›Hüüüügoo««. Dabei spitzte sie die Lippen und lachte.

War das etwa der Koffer meines Großvaters, den die Nazis 1943 nach Auschwitz deportiert hatten? Konnte er an diesem verhängnisvollen Tag etwa noch in paar Habseligkeiten mitnehmen? Oder war es der Koffer eines Heinrich, Heinz oder Hans Lewandowski?

Nach Auschwitz-Birkenau war ich 1970 mit meiner Schulklasse gefahren. Ich ging damals in die zwölfte Klasse des Berliner Tannenberg-Gymnasiums. An einem Morgen im Frühjahr liefen wir durch das Tor mit der zynischen Überschrift »Arbeit macht frei« in das Vernichtungslager im heutigen Polen, wo die Nazis zwischen Juni 1940 und Januar 1945 rund 1,2 Millionen Menschen umgebracht hatten. Das waren in einem Zeitraum von 1689 Tagen rechnerisch 710 Tote an jedem Tag. Das heißt: Jeden Tag fand ein Massenmord statt.¹

1 Till Bastian: Auschwitz und die »Auschwitzlüge«, C.H. Beck, München 2016, S. 29.

Die meisten Gefangenen, die sie nach Auschwitz deportierten, verendeten in den Gaskammern des Lagers. Die Wächter befahlen ihnen, sich nackt auszuziehen, und erklärten, sie würden duschen. Doch aus den Brausen an der Decke floss kein Wasser, sondern quoll das Gift Zyklon B.

Unsere Lehrer fanden, wir dürften unser Erwachsenenleben nicht beginnen, ohne diesen Ort gesehen zu haben, ohne zu wissen, was Menschen einander antun können, und ohne daraus Lehren für die Zukunft zu ziehen.

Sie hatten Recht. Damals aber war für mich diese Vergangenheit zwar interessant, doch nicht persönlich berührend. Um meinen Großvater hatte ich mir nie viele Gedanken gemacht, in der Familie wurde über ihn kaum gesprochen. Ich war siebzehn, mich bewegten Probleme, wie ich die nächste Mathe-Arbeit bewältigen und, wichtiger noch, ob ich Cornelia noch herumkriegen könnte, mit mir zu gehen, wie es damals hieß. Geschichte – interessant, aber Nebensache.

Inzwischen weiß ich, dass Geschichte ein wichtiger Bestandteil unseres heutigen Lebens ist und uns – alle – persönlich beschäftigt. Die Vergangenheit prägt unsere familiäre Identität und beeinflusst unsere Entwicklung.

Was mir erst spät, in meinem Berufsleben, klar wurde: Vielerorts sind Menschen und ihre Regierungen damit beschäftigt, die eigene Vergangenheit und die ihrer Länder zu beschönigen und zu verdrehen. Manchmal wird sie verschwiegen, oft gezielt verfälscht. Als ich als Korrespondent in den 1980er Jahren aus der Sowjetunion berichtete, erlebte ich, wie auf Fotos in den Zeitungen und Büchern Personen fehlten: Sie waren wegretuschiert worden, weil sie nicht mehr in das Geschichtsbild der herrschenden Partei, der KPdSU, passten.

In China, wo ich insgesamt fünfzehn Jahre als Korrespondent gearbeitet habe, galten Hungersnöte, die Verbannung von Millionen Bürgern im eigenen Land während der »Kampagne gegen die Rechten« oder der Kulturrevolution als tabu. Die Pekinger Machthaber ignorieren das Tiananmen-Massaker am 4. Juni 1989, bei dem Hunderte junger Aktivisten der Demokratiebewegung starben. Wer heute in China über das Vergangene forscht, wer über die Erfahrungen der Opfer berichtet, riskiert viele Jahre Gefängnis oder Umerziehungslager.

Während meiner Kindheit wurde in meiner Familie über die Hitlerzeit wenig geredet. Nur mein Vater Fritz erzählte ab und zu von seinen Kriegserlebnissen als Soldat, und das wollte ich bald nicht mehr hören. Im Schulunterricht der sechziger Jahre erschien mir die jüngere deutsche Geschichte wie ein düsteres Gemälde – mit Figuren, deren Namen ich zwar kannte, deren Handeln ich aber nicht verstand. Die Geschichte kam mir wie ein Bericht aus tiefster Vorzeit vor, abgehoben und abstrakt, obwohl sie nicht lange zurücklag.

Ich lernte damals: Als in Deutschland 1933 die Nationalsozialisten unter Adolf Hitler die Regierung übernahmen, begann ein kollektiver Marsch in die Katastrophe. In atemberaubender Geschwindigkeit schalteten die Nazis politische Gegner aus, belogen und betrogen die Bürger. Innerhalb weniger Wochen zerschlugen sie Parteien, Gewerkschaften, Verbände. Das sogenannte »Ermächtigungsgesetz« entmachtete das Parlament, »Notverordnungen« ersetzten die Grundrechte.

Die Nazis entmündigten die Juden, machten sie zum Gespött, schikanierten, beraubten sie und brachten sie schließlich systematisch um. Im Holocaust (altgriechisch: »völlig verbrannt«) beziehungsweise in der Shoah (hebräisch: »das große Unglück«) starben insgesamt rund sechs Millionen Juden. Dass mein eigener Großvater aus einer jüdischen Familie stammte und Jude war – das wusste ich, und zugleich blieb mir der Gedanke fern.

Der »Führer« Adolf Hitler und seine Gefolgsleute überzogen die Welt mit einem Krieg, an dessen Ende sechzig Millionen Menschen tot waren. Städte versanken in Schutt und Asche. Es heulten fast täglich Sirenen, die Menschen eilten in die Luftschutzkeller. Und wenn es denn »Entwarnung« gab und sie wieder ans Licht krochen, mussten viele von ihnen feststellen: Nicht nur das eigene Haus war verschwunden, sondern gleich die ganze Straße.

Wir lernten in der Schule auch, dass wir nicht vergessen dürften, was in den zwölf Jahren des sogenannten »Tausendjährigen Reiches« geschah. Denn nur wer sich erinnert, kann rechtzeitig mahnen und warnen und so verhindern, dass sich solche Tragödien wiederholen.

Inzwischen sind Tausende von Büchern und Aufsätzen über jene Zeit erschienen; Kongresse, Konferenzen, Seminare erörtern immer neue Aspekte. Es laufen Filme, öffnen Ausstellungen, erscheinen Artikel. In dunklen Aktenkellern entdecken Experten Dokumente wie zuletzt in einem russischen Provinzarchiv die Dienstkalender des »Reichsführers SS« Heinrich Himmler.²

Erinnerung gehört inzwischen zu unserem Alltag, und das ist gut so. Auf den Straßen Berlins und anderer Orte sind sogenannte Stolpersteine ins Pflaster eingelassen. Sie nennen die Namen der früheren Anwohner, die von den Nazis deportiert und umgebracht wurden. Heimatvereine rufen mit Hinweistafeln und Veranstaltungen ermordete ehemalige Nachbarn ins Gedächtnis.

2 Klaus Wiegrefe: Einer der schlimmsten Massenmörder der Geschichte, Spiegel-Online, 1.4.2020, <https://www.spiegel.de/geschichte/ss-chef-heinrich-himmler-einer-der-schlimmsten-massenmoerder-der-geschichte-a-4e1f6942-1fe1-4a7d-9091-6eb538716ade>.



Hugo Lewandowski mit seiner Frau Elsbeth und vermutlich seiner Schwester Erna (links), Königsberg, um 1933

Doch sich zu erinnern, wird schwieriger. Zeitzeugen werden alt und älter. Eines Tages werden sie nicht mehr da sein. In Israel begegnete ich einmal einer Dame, die eine Häftlingsnummer aus dem KZ Auschwitz auf ihrem Unterarm tätowiert hatte. In Polen stand eine Frau demonstrativ von einer Parkbank auf, als sie hörte, dass ich Deutsch sprach.

Und meine Familie? Da gab es Opfer und wohl auch Täter – was mir erst später klarwerden sollte.

Auf mütterlicher Seite lebte mein jüdischer Großvater Hugo Lewandowski, der Mann, dessen Koffer ich in Auschwitz zu entdecken glaubte. Er stammte aus einer westpreußischen Kaufmannsfamilie. Er hatte seine Frau Elsbeth, meine nicht-jüdische Großmutter, eine Buchhalterin, Anfang der 1920er Jahre in Berlin kennengelernt.

Hugo und Elsbeth bekamen zwei Kinder: meine Mutter Eva und meinen Onkel Georg. Eva wurde 1924 im litauischen Kaunas – russisch und polnisch hieß es Kowno – geboren. Sechs Jahre später erblickte Georg in Königsberg, dem heutigen russischen Kaliningrad, das Licht der Welt.

Großmutter Elsbeth erkrankte schon in jungen Jahren. Ihre Schwester Gertrud Wundersee kam aus Berlin nach Königsberg, um der Familie zu helfen. Sie führte den Haushalt, kümmerte sich um die Kinder. Als meine



Eva Lewandowski und Fritz Lorenz auf ihrer Hochzeit, Berlin, 1950

Großmutter mit sechsunddreißig Jahren an Krebs starb, wurde »Tante Trudchen«, wie sie in der Familie hieß, zur Ersatzmutter. Später, im Krieg und danach, sollte sie eine wichtige Rolle für die Familie spielen. Auch ich lernte meine Großtante Trudchen in den fünfziger und sechziger Jahren noch kennen. Sie war eine zierliche herzliche Frau mit krausem Haar und rauchiger Stimme, die einem Gläschen Kognak nie abgeneigt war.

Wie es meiner Mutter und ihrer Familie in der Hitlerzeit und im Krieg ging, habe ich erst im Laufe der Nachforschungen für dieses Buch erfahren – und davon handeln die nächsten Kapitel.

Meine Mutter Eva heiratete 1950 den Autoschlosser Fritz Lorenz. Auch er stammte aus Königsberg, aus einer Familie der »Mägde und Knechte«, wie es später hieß. Er wuchs auf dem Kneiphof auf, in einem Viertel, in dem viele Menschen in ärmlichen Verhältnissen hausten. Seine Mutter Helene gebar zehn Kinder. Ihr Mann Samuel, ein Kutscher, musste bei der Feuerwehr dafür sorgen, dass bei Alarm die Pferde schnell vor den Spritzenwagen gespannt wurden und immer genug Wasser zum Löschen da war. Fritz lernte in Königsberg lesen und schreiben, ging in den zwanziger Jahren nach Berlin, wurde Laufbursche an der Berliner Börse und ließ sich schließlich von der Wehrmacht anheuern. Beim Militär lernte er, Autos zu reparieren.



Kaffeetafel mit Familie: Fritz Lorenz, Großmutter Helene und einige Geschwister in Unterkirnach (Schwarzwald)

Die Familie meines Vaters war also groß, ich hatte sehr viele Onkel und Tanten. Wenn sie sich nach dem Krieg bei Oma Helene im Schwarzwald trafen, war die Vergangenheit kein Thema: Die einen wollten das Geschehene vergessen, die anderen wollten es verschweigen.

Ein Bruder meines Vaters, Onkel Karl, hatte sogar in der SS gedient, einer besonders scharfen Truppe von Hitler-Fanatikern. Lange hatte ich geglaubt, dass er Mitglied der »Leibstandarte Adolf Hitler« war, die dem »Führer« besonders ergeben diente und deren Soldaten ihren Eid auf Hitler persönlich schworen. Die Truppe erschoss vor dem Zweiten Weltkrieg in ihrer Kaserne in der Finckensteinallee in Berlin-Lichterfelde innerparteiliche Gegner.

Ob Karl Lorenz wirklich in der »Leibstandarte« Hitler diente, habe ich nicht herausgefunden. Auf jeden Fall war er aber ein überzeugter Nazi, denn er trat schon am 12. März 1933 in die SS ein, ein paar Tage später in die NSDAP. 1934 wurde er zum Unterscharführer befördert, also zum Unteroffizier. Zuvor hatte er im ostpreußischen Königsberg den Beruf des Gärtners gelernt.

Seine Vorgesetzten müssen ihm sehr vertraut haben, denn sie holten ihn zu sich: nach Berlin in das Hotel Prinz Albrecht in der heutigen Niederkirchnerstraße. Dort fuhr er, wohl die Hacken zusammenknallend und den rechten Arm zum sogenannten »Deutschen Gruß« emporreißend,

im Fahrdienst der SS hohe SS-Schergen zu Terminen. Womöglich kutscherte er gar den obersten SS-Chef, Heinrich Himmler, durch Berlin. Einmal ging es auf eine lange Dienstreise: nach Prag.

Die Reichsführung SS hatte die Prinz-Albrecht-Herberge zu ihrem Hauptquartier gemacht. Später wohnte Karl, inzwischen mit Frau Käte verheiratet, im Berliner Bezirk Tempelhof.

1943 kämpfte er, nunmehr Hauptscharführer, vergleichbar mit einem Hauptfeldwebel, im berüchtigten SS-Panzerregiment »Das Reich« in der Ukraine, in der Normandie und zuletzt im Spreewald in der Nähe von Berlin. Dort schossen fanatische SS-Leute sogar auf Soldaten der Wehrmacht, weil sie verhindern wollten, dass die Soldaten im aussichtslosen Kampf gegen die Rote Armee ihre Waffen streckten.

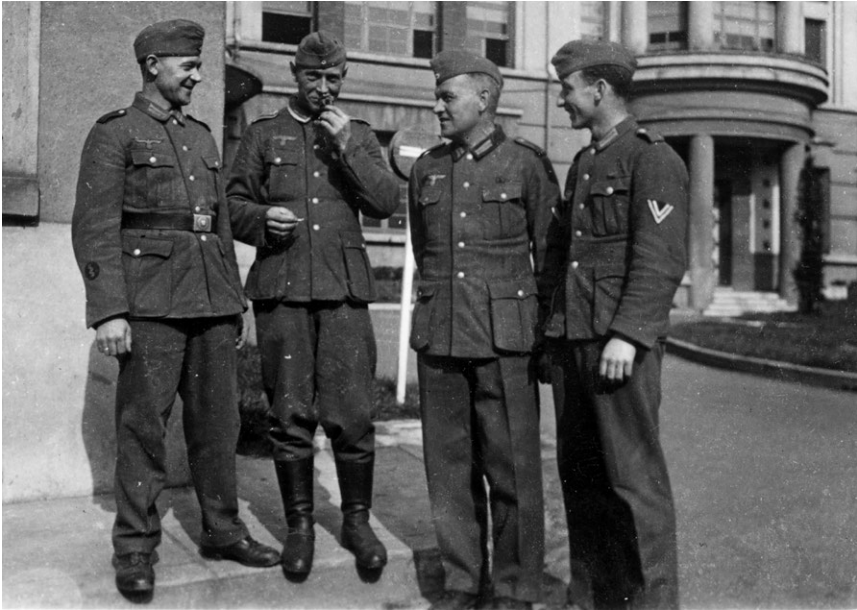
Ein Jahr zuvor hatten Angehörige dieses SS-Regiments amerikanische Kriegsgefangene erschossen, einfach so und völlig gegen internationale Gesetze – weil sie halt »jüdischen Typs« waren. Im französischen Tulle henkten sie 99 Menschen, in Oradour sur Glanes töteten sie 642 Bewohner. Über 400 Frauen und Kinder sperren sie dort in eine Kirche, die sie verriegelten. Sie warfen Handgranaten hinein und zündeten das Gebäude an.

Ob der SS-Chauffeur Karl einer der Täter war? Er kam mit dem Leben davon, US-Soldaten gegenüber gab er sich als Bauer aus, der zurück zu seiner Scholle wollte. Später ließ er sich mit der Familie in Stuttgart nieder, wo er sich im Botanischen Garten um die Rosen kümmerte.

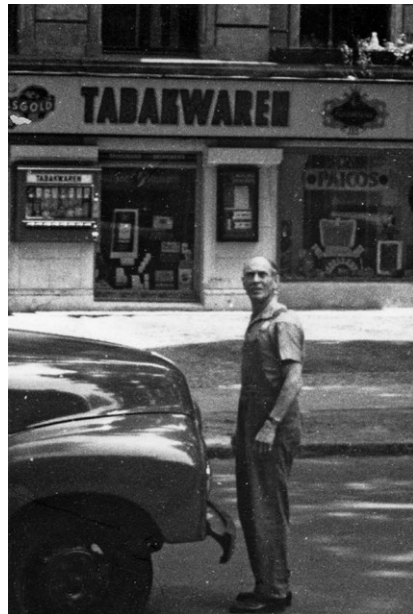
Um seine Vergangenheit zu verbergen und Spuren zu verwischen, behauptete er später fälschlicherweise, dass sein Sohn Klaus in Königsberg und nicht in Berlin geboren worden war – jener Stadt, in der er, der Vater, Adolf Hitler treu ergeben war. Unter seinen vielen Geschwistern galt er als das »schwarze Schaf der Familie«.

Und was war mit seinem jüngeren Bruder, meinem Vater Fritz? War er nur der harmlose Berufssoldat »bei Adolf«, wie er zu sagen pflegte? Ein unbescholtener Unteroffizier, der in der Wehrmacht Lastwagen reparierte und mit einem Rote-Kreuz-LKW Verwundete von der Front ins Lazarett karrte? Bis zu seinem Tode trug er eine Kugel in seinem Körper und wurde immer wieder von Malaria-Anfällen geschüttelt, die er sich bei einem Einsatz in Afrika eingefangen hatte.

Er habe, so erzählte es mein Vater später, nach dem misslungenen Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944 einen der adligen Widerstandskämpfer in seiner Kompanie verborgen. Als Jugendlicher wollte ich dieser Erzählung gern glauben – und vermutete zugleich, dass er sie erfunden hatte. Aus dieser Zeit, versicherte er, kenne er auch »die Gräfin«. Gemeint war Marion Gräfin Dönhoff, die spätere Herausgeberin der ZEIT, die Kontakte zu Hitler-Gegnern hatte.



Fritz Lorenz (2. von links) als Unteroffizier der Wehrmacht in Frankreich, um 1940



Fritz Lorenz als Unteroffizier der Wehrmacht in Frankreich, um 1940, und später in Berlin als Lkw-Fahrer beim Roten Kreuz

Auch das ist ein Versäumnis: Als ich die »Gräfin« auf einem Empfang in Polen persönlich kennenlernte und ein wenig mit ihr plauderte, wagte ich es nicht, sie zu fragen, ob sie einen Fritz Lorenz kenne. Vermutlich wollte ich nicht die Wahrheit hören.

Ob mein Vater als Soldat wie so viele seiner Kameraden Zeuge von Kriegsverbrechen wurde oder gar an ihnen beteiligt gewesen war? Ich habe immer gehofft, dass er es nicht war, und tue es noch. Eines steht fest: Er heiratete nach dem Krieg meine Mutter, eine »Halbjüdin«. Ich habe an ihm niemals Fremdenfeindlichkeit bemerkt oder von ihm rassistische Töne gehört. Er hatte, im Gegensatz zu vielen seiner ehemaligen Kameraden, nichts gegen Ausländer. Anfang der siebziger Jahre lud er einen türkischen Austauschschüler für eine Woche zu uns in die Familie ein, was damals keine Selbstverständlichkeit war.

Und meine Mutter Eva? Sie muss ihm vertraut haben, denn sonst hätte sie ihn, den siebzehn Jahre älteren Mann, wohl kaum geheiratet. Ich erinnere mich vage, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren bei Familientreffen bei Großmutter Helene im Schwarzwald über Kaffee und Kuchen jenem früheren SS-Mann Karl gegenüber saß, der in grüner Gärtnerhose mit seinem Moped aus Stuttgart gekommen war. Sie plauderte und lachte – und stellte ihn nicht zur Rede. Sie, deren Vater die Nazis 1943 ermordet hatten, fragte nicht, klagte nicht an, schrie nicht, tobte nicht – Opfer und Täter am gleichen Tisch, lachend, verschweigend, vergessend. Diese Atmosphäre war typisch für die Anfänge dieser neuen Bundesrepublik.

Die Geschichte ihres Vaters und meines Großvaters Hugo soll hier erzählt werden. Es ist eine Geschichte, wie sie 55 000 Berliner Juden so oder ähnlich erfahren haben, es ist die Geschichte einer gewöhnlichen deutschen Familie.

Überlebende Jüdinnen und Juden haben über diese Zeit viele Bücher geschrieben. Es waren Frauen und Männer, die in Berlin auf der Flucht vor der Gestapo untertauchten, aus Gefängnissen ausbrachen und als sogenannte »U-Boote« von Wohnung zu Wohnung, Keller zu Keller, Dachboden zu Dachboden, Gartenlaube zu Gartenlaube huschten, um den Nazi-Häschern zu entkommen. Sie waren dabei auf die Hilfe von Nachbarn, Freunden und Fremden angewiesen. Geholfen haben Deutsche, die ihrem Gewissen folgten und es für ihre menschliche und politische Pflicht hielten – und manchmal auch solche, die aus der Not der Verfolgten Geld schneiden wollten oder sich andere Vorteile erhofften.

Was ich nicht ahnte, bevor ich mit diesem Buch anfang: Dies ist auch die Geschichte von Erna Nawratzki, der jüngeren Schwester von Hugo. Auch sie wurde Opfer der Nazis, vermutlich endete ihr Leben in einem Arbeitslager

für jüdische Frauen bei Posen, dem heutigen Poznań. Ich hatte in meiner Jugend nie von ihr gehört, in der Familie war von Erna nicht die Rede. Dass ich auch mütterlicherseits eine Großtante gehabt hatte und wie sie hieß, darauf stieß ich erst während meiner Nachforschungen.

Es sollte sich herausstellen, dass sich mit Großtante Erna, ihrem Mann und ihren Kindern noch eine andere Familiengeschichte verbindet, eine, die in die höchsten Wirtschaftskreise der Preußen und der Nazis führen wird – in eine Welt der Rüstungsbarone und Großindustriellen. Sie spielt auch in Frankreich und endet in New York. Davon später.

Großvater Hugo und seine Schwester Erna gehörten offenbar nicht zu jenen, die früh die Anzeichen des wachsenden Antisemitismus zu deuten wussten und rechtzeitig versuchten, ins Ausland zu fliehen oder in Deutschland unterzutauchen. Sie fügten sich ihrem Schicksal, so wie viele andere Menschen um sie herum.

Ihr Leben beweist, wie schnell und systematisch Menschen im Namen einer irrsinnigen Ideologie gequält und zerstört werden können, wie schnell Alltag und Normalität in Grausamkeit umschlagen kann – und das vor aller Augen.

Diese Geschichte aufzuschreiben ist noch aus einem anderen Grund wichtig: Sechs Millionen Juden haben die Nazis umgebracht, zwei Drittel in Europa und insgesamt drei Viertel in ihrer Reichweite. Das ist eine ungeheure, aber abstrakte Zahl. Die Nazis wollten, dass die Juden verschwinden – aus dem Leben und aus dem Gedächtnis. Dass sie starben, haben nur Wenige zu verhindern versucht. Aber dass die Namen von zweien, Hugo und Erna Lewandowski, in der Familie nicht vergessen werden, dafür können wir sorgen.

Zunächst der Großvater: Von ihm sind ein paar Fotos und einige Dokumente übriggeblieben, die ich im Nachlass seiner Kinder Eva und Georg gefunden habe. Auf Fotos, die ihn in Königsberg und mit seiner Familie zeigen, wirkt er gemütlich und lebensfroh. Am Ende war aus dem wohlhabenden Mann einer geworden, den die Nazis systematisch ruiniert, demoralisiert, erledigt hatten.

Was dachte, was fühlte dieser Mann am Schluss seines Lebens, auf dem Weg nach Auschwitz? Was bewegte seine Schwester Erna, als sie in einen der ersten Deportationszüge aus Berlin in das Ghetto Litzmannstadt (Łódź) klettern musste und später in einem der zahlreichen Arbeitslager der Nazis ankam?

Warum wussten und wissen wir so wenig über den Großvater und seine Schwester? Haben die Eltern nichts über sie erzählt? Haben sie es versucht,



Hugo Lewandowski und ein Freund, Königsberg, um 1930

Amtsgericht Berlin-Mitte
Abteilung: 58
Aktenzeichen: 58 II 2701. 51

Berlin C 2, den 1. September 1952
Littenstr. 12-15
Fernsprecher: 51 03 71 App. 380

In der Todeserklärungssache Hugo Lewandowski
ist der Beschluß vom . . . 16. Juni, 1952 . rechtskräftig
geworden.
Die Sterbeurkunde wird vom Standesamt I in Berlin,
Berlin N 54, Rückerstr. 9, ausgestellt.
Beifolgend erhalten Sie Ihre Unterlagen zurück.

Frau
Eva Lorenz
Hln.-Steglitz



Auf Anordnung
Kanzlei-Sekretärin

Todeserklärung Hugo Lewandowski, 1952

wollte ich es nicht hören? Ich wundere mich heute über mich selbst und mache mir Vorwürfe: Ich habe zu selten und zu wenig hartnäckig gefragt. Und wenn, dann hüllte sich meine Mutter in Schweigen: »Schwierige Zeiten waren es damals«, pflegte sie zu sagen oder: »Lass mal gut sein, du sollst es mal besser haben.«

Sie hat, so denke ich heute, nicht den Drang empfunden, ihr Schicksal zu erzählen, geschweige denn, es zu beklagen. Sie wollte partout nicht zurück in die Vergangenheit. Auch gegenüber ihren Freunden, Bekannten und Kollegen war die Nazi-Zeit kein Thema. »Wir hatten das Gefühl, dass sie nicht erinnert werden wollte«, sagt eine gute Freundin meiner Mutter, die ich kürzlich fragte.

Nur manchmal erkannte ich in ihr Bitterkeit über den Tod ihres Vaters und über ihre eigene, von den Nazis verpfuschte Jugend: Wenn sie darüber sprach, dass sie hatte mehr werden wollen als nur Friseurin, ging sie doch schon in Königsberg auf das Ober-Lyzeum, auf eine Schule für Höhere Töchter!

Doch mit vierzehn musste sie, nach der neunten Klasse, die Schule verlassen, denn sie war ein »Mischling I. Grades«, wie es damals hieß: die Tochter eines Juden und einer Christin und damit ebenfalls geächtet. Aus der Traum vom Abitur, von einem Studium und einem schönen Beruf, vielleicht

Berlin N 4, den 15. Dezember 1961

Ich bin die Nachbarin von Frau Gertrud K r i e g und kenne die Familien Wundersee - Lewandowski - Krieg seit Jahrzehnten. Ich habe den wirtschaftlichen Niedergang der Familie Lewandowski mit angesehen und weiß, daß Eva Lewandowski allein aus wirtschaftlichen Gründen das Lyzeum verlassen mußte.

Ich habe auch miterlebt, daß Georg Lewandowski am 1. Schultag von der Schule gewiesen wurde.

Ich wäre bereit, diese Angaben zu beedien oder an Eides statt zu versichern.

Marianne Müller
Berlin N.4
Elisabethstr. 12

Bestätigung einer Nachbarin, 1961

dem einer Französisch-Lehrerin. Noch bis kurz vor ihrem Tod im Jahr 1986 besuchte meine Mutter die Volkshochschule Steglitz, um ihr Französisch aufzufrischen – »es klingt doch so schön.«

So wie es in unserer Familie war, so ging es in den ersten Jahren der Bundesrepublik vielen. Andere Nachkommen jüdischer Opfer der Nazis berichten heute Ähnliches: Wenn sie es denn überhaupt wollten, konnten sie aus ihren Eltern oder Großeltern nicht viel herausbekommen und gaben es irgendwann auf. Marcel Reif etwa, ein populärer Fußball-Reporter aus einer halb-jüdischen Familie, erinnerte sich über seine Eltern: »Die wollten nicht drüber sprechen. [...]



Eva Lewandowski, Anfang der 1930er Jahre